

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 64.

Posen, den 8. September 1927.

Nr. 64.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keithstrasse 5.

Die rote Blume.

Roman von Gertrud von Brodorsff.

7. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Melisse lehnte sich in ihren Sessel zurück.

„Meinen Sie, Herr Bester? Sind Sie überhaupt musikalisch genug, um das beurteilen zu können?“

Das spöttische Lächeln lag noch um ihre Lippen, und Arne errötete unter ihrem Blicke, der gleichzeitig forschend und belustigt war. Er gab keine Antwort.

„Verzeihen Sie!“ sagte Melisse, auf einmal wieder sehr ernst. „Ich wollte Sie auf keinen Fall verletzen! Es war nur wieder eine von meinen unausstehlichen Launen, in denen ich mir alle Menschen meiner Umgebung zu Feinden mache, obwohl ich gerade jetzt Freunde so bitter nötig hätte! Ich wollte nur sagen: es ist meiner Meinung nach ziemlich gleichgültig, wie das Publikum über meine Stimme urteilt. Der Erfolg wird gemacht, verstehen Sie das? Ich glaube übrigens, daß ich nach dieser Richtung ihn nichts zu fürchten habe! Man wird dafür sorgen, daß das Publikum mich für eine zweite Patti erklärt. Die Zeitungen sind schon am Werke. Haben Sie gelesen? Nein, natürlich nicht. Würde es Sie interessieren, wie dem Publikum hierzulande Appetit auf mich gemacht worden ist?“

Sie entnahm ein Paket Zeitungen von einem Tischchen und breitete es vor Arne aus. Arne sah Melisses Bild — sehr mondän, in einem geöffneten Pelzmantel, der ein tief ausgeschnittenes Abendkleid sehen ließ. Im Arme hielt sie einen Strauß Orchideen.

Arne war ein wenig verwirrt. Der Anblick des Bildes überraschte ihn und imponierte ihm gleichzeitig. Melisses Person schien dadurch auf eine sehr ferne Höhe gerückt. Es erschien sonderbar und unwirklich, aus der Hand dieser Frau eine Tasse Tee entgegenzunehmen.

„Was haben Sie denn mit einem Male?“ fragte Melisse.

„Ich bewundere Sie, Fräulein de Boor! Und ich wundere mich vielleicht auch ein wenig über Sie. Ist Ihnen das alles nicht genug?“

„Nein — vielleicht ist es mir in der Tat nicht genug! Wissen Sie, was ich mir vorhin gewünscht habe, als Sie mir von Ihren Irrfahrten durch Neuyork erzählten?“

„Nun?“

„Ich habe mir gewünscht, mit Ihnen tauschen zu können —“

„Das verstehe ich nicht, Fräulein de Boor!“

„Nein — das verstehen Sie natürlich nicht. Und wer weiß, ob ein solcher Tausch, vorausgesetzt, daß er überhaupt möglich wäre, auf die Dauer zu meiner Zufriedenheit ausfallen würde?“

Sie hatte ein leises nervöses Lachen. Arne mußte plötzlich an Atherton denken. Ihm war, als wäre der Gedanke an Atherton die ganze Zeit über in seinem Unterbewußtsein wach gewesen. Irgendein geheimer Zusammenhang bestand zwischen diesem überheizten dufenden Zimmer und Atherton, dessen kantigen Schädel Arne in diesem Augenblick so deutlich vor sich sah, daß er ihn hätte zeichnen können.

War Melisse de Boor Athertons Geliebte? Der Gedanke erschien vollkommen sinnlos; er befleckte und erniedrigte Melisse, — aber geschahen auf der Welt nicht tausendmal grausamere und sinnlosere Dinge als diese?

Arne betrachtete Melisses Profil und verspürte einen dünnen scharfen Schmerz, der wie ein Messer durch seinen Körper drang und dem ähnlich war, den er empfunden hatte, als Melisse von ihrer Tournee durch Amerika sprach.

„Ja — sie verstehen sich auf geschickte Reklame,“ sagte Melisse und legte die Zeitungen wieder zusammen.

Arnes Blicke rissen sich von ihrem Profil los und wanderten zu dem Blumenkorbe neben dem Flügel. Es war ein riesiges Arrangement von violetten Hyazinthen und weißen Lilien, und Arne wurde durch seinen Anblick irgendwie an das Schmuckstück aus Perlen und Amethysten erinnert, das Melisse neulich getragen hatte. Sicher war dieser Korb ein Geschenk Athertons. Und vielleicht nicht das einzige Geschenk.

„Ich bin nicht reich,“ hatte Melisse neulich einmal gesagt. Mußte sie Athertons Geschenke annehmen, weil sie nicht reich war?

Arne griff nach der Teetasse, um seinen Gedanken gewaltsam eine andere Richtung zu geben und sah, daß seine Hände zitterten. Melisse hatte die Zeitungen wieder auf das kleine Tischchen zurückgelegt; nun begegneten ihre Augen Arnes Blicke. Sie zuckte zusammen, wurde plötzlich unsicher und fragte heftig:

„Soll ich etwas singen?“

Arne setzte die Tasse wieder auf den Tisch zurück.

„Ja, bitten singen Sie, Fräulein de Boor!“

Seine Eifersucht auf Atherton sank langsam zu Boden. Es erschien ihm so unwahrscheinlich, daß Melisse Atherton etwas vorsang. Ueberhaupt war es unwahrscheinlich, daß Melisse Atherton liebte.

Ein sehnächtiges Lächeln zitterte um Arnes Lippen. Melisse ging zum Flügel, schlug ein paar gedämpfte Akkorde an und sang mit verhaltener Stimme:

„Du bist Orplid, mein Land,
das ferne leuchtet —“

Arne begann zu träumen —

Plötzlich brach der Gesang ab. Melisse stand neben dem Flügel und sagte:

„Finden Sie nicht, daß meine Stimme heute unbeschreiblich matt klingt?“

„Ich finde es nicht, Fräulein de Boor!“ erwiderte Arne. „Vielleicht eine ganz leichte Indisposition. Ich habe Sie bisher nur ein einziges Mal singen hören. Damals — auf dem Schiffe. Ich weiß nicht, ob Sie sich dessen noch erinnern.“

„Ja — ich erinnere mich!“ sagte Melisse. Sie schloß den Flügel und nahm wieder in ihrem Sessel Platz.

„Das Klima hier bekommt mir nicht. Uebrigens ist es viel zu warm hier im Zimmer. Man müßte das Fenster öffnen. Aber ich wage es nicht recht zu tun, aus Angst davor, daß ich mich erkälte —“

Sie vermied es, Arne anzusehen.

„Lezten Endes beruht ja meine ganze Zukunft auf der Widerstandskraft meiner Kehle!“

„Daran aber sollten Sie nicht denken, Fräulein de

Boor! Sie machen sich selbst schwach dadurch! Bestehen nicht auch für Sie dieselben Möglichkeiten wie für jeden anderen jungen und gesunden Menschen auch?"

Melisse schüttelte den Kopf.

"Sie verstehen mich nicht!" sagte sie leise. "Aber wie einfach und unkompliziert Sie das Leben ansehen!"

Es war wieder ein spöttischer Nebenklang in ihrer Stimme. Arne schwieg.

"Das Leben ist einfach genug," dachte er. "Lezten Endes kommt heutzutage alles darauf an, Geld zu verdienen. Wer das Geld besitzt, besitzt die Macht —"

Er erhitzte sich an seinen Gedanken. Aber ganz plötzlich war es, als ob Doktor Merz neben ihm im Zimmer stände und ihn mit forschenden und doch sonderbar toten Augen ansähe.

"Weshalb sind Sie mit einem Male so nachdenklich?" fragte Melisse.

Sie hatte ihren Sessel ein wenig zur Seite geschoben, so daß Arne den Duft ihres Parfüms spüren konnte. Er erinnerte sich nicht, daß Melisse dieses Parfüm schon früher benutzt hätte. Es war ein lauer, sonderbar beäufender Duft. Der Duft einer Tropenblume, die zwischen Farnen und Purpurlilien eine Blüte von märchenhafter Schönheit erschließt.

"Woran denken Sie?" fragte Melisse ein wenig ungeduldig.

"Ich denke daran, daß diese Stunde wie ein Märchen ist. Morgen werde ich wieder durch die Steinwüste laufen, es wird wahrscheinlich schneien; ich werde naß und müde sein, aber mich trotzdem vorwärts schleppen, von irgend einer Hoffnung in Bewegung gehalten werden."

"Ich werde mit Herrn Atherton über Sie sprechen!" sagte Melisse entschlossen.

Arne wollte sich zur Wehr setzen — oh nein, er brauchte keine Wohlthaten von diesem Manne, — er würde sich schämen, eine Stelle anzunehmen, die er Atherton verdankte, der vielleicht Melisse de Boors Geliebter war —, aber eine letzte Furcht und Feigheit in seinem Innern verschloß ihm den Mund.

"Ich werde morgen mit Herrn Atherton über Sie sprechen!" wiederholte Melisse. Arne brachte keinen Dank über seine Lippen. Im Nebenzimmer schlug eine Uhr. "Ich müßte gehen!" dachte Arne und spürte gleichzeitig, daß er müde war. Die Wärme dieses Zimmers hüllte ihn ein wie ein Mantel, und es war ein wohliges Gefühl, den Schnee und die Kälte der Straße so fern zu wissen.

Er warf einen Blick durch die Fenster. Die Schneeflocken wirbelten noch immer, und der Wind stieß von Zeit zu Zeit wie ein großer Besen gegen die Scheiben. In der Ferne schimmerten erleuchtete Fensterreihen, die in dem Schneewirbel wie durcheinander und übereinander flatternde leuchtende Bänder aussahen. Es war so seltsam zu denken, daß hinter all diesen Fenstern Menschen wohnten, und daß dieses helle und warme Zimmer, in dem man sich wie auf einer einsamen Insel befand, nur eine einzige winzige Zelle inmitten eines steinernen, von Menschen wimmelnden Ameisenhaufens darstellte —

"Sie sind sehr müde!" sagte Melisse und schaute Arne mit einem Blicke voll mütterlicher Wärme an. "Es ist natürlich, daß Sie müde sind. Wollen Sie sich nicht ein wenig zurücklehnen und schlafen? Ich verspreche Ihnen, daß ich Sie rechtzeitig wecken werde."

Arne blickte auf ihren Mund, während sie sprach, und es war ihm, als sähe er diese schmalen geschwungenen Lippen zum ersten Male. Es war etwas Aufreizendes in Melisses Lächeln, und Arnes Müdigkeit verslog vor einer unbekannten Erregung, die ihm das Blut verbrannte. Er war auf einmal sehr schwach.

"Ob sie sich wehren würde, wenn ich sie küßte?" dachte er und lauschte unwillkürlich auf den Korridor hinaus.

Draußen war es sehr still. Die Negerin mochte zu Bett gegangen sein, — überhaupt: war es nicht schon

spät? Er warf einen verstockten Blick auf die Uhr an Melisses Handgelenk. Die Zeiger auf dem winzigen goldenen Zifferblatte zeigten halb elf. Aber hatte die Uhr im Nebenzimmer nicht vor wenigen Minuten erst zehn geschlagen?

"Ich bin müde!" sagte Arne und sah Melisse groß und fest an. Er bemerkte deutlich, wie sie vor seinem Blicke zurückwich, und erinnerte sich, daß etwas Aehnliches sich im Laufe dieses Abends schon einmal ereignet hatte.

Sie war aufgesprungen, stand neben dem Flügel und strich mit einer unsicher tastenden Bewegung über die Häupter der Blumen, als wollte sie sie lieblosen. Arne erhob sich langsam. Er hatte das Gefühl, daß er sich jetzt auf Melisse stürzen und jeden Widerstand ihrerseits mit seinen Küssen ersticken müßte. Aber irgend etwas warnte und lähmte ihn.

"Wollen Sie schon gehen?" fragte Melisse mit dünner, erregter Stimme. "Ja — wahrhaftig —"

Sie sah auf die Uhr und schien zu erschrecken. "Ich glaube, es ist besser, daß Sie gehen," sagte sie plötzlich ganz ruhig und entschlossen. Das aufreizende Lächeln um ihren Mund war verschwunden. "Der Schneesturm scheint übrigens noch stärker zu werden. Haben Sie es von der Subway aus noch weit bis zu Ihrer Wohnung?"

"Nur ein paar Schritte, Fräulein de Boor!"

Die Versuchung war überwunden. Arne hielt Melisses Hand, die kühl und leblos in der seinen lag. Er wollte ihr irgendwie danken und vermochte es doch nicht. "Ich würde mich freuen, in den nächsten Tagen wieder einmal von Ihnen zu hören," sagte Melisse. "Werden Sie mich gelegentlich einmal anrufen?"

"Ich werde Ihnen sofort Nachricht geben, sobald es mir gelungen ist, irgendwo unterzukriechen, Fräulein de Boor —!"

"Ach so!" — meinte sie mit einem leichten Anfluge von Bitterkeit und bog die Mundwinkel zu einem spöttischen Lächeln. "Dann wünsche ich Ihnen eine Gelegenheit, mich möglichst bald anzurufen."

Sie reichte ihm noch einmal die Hand. Er fand sie nicht mehr so kühl und leblos wie zuvor und umfakte sie mit einem warmen, herzlichen Drücke.

Dann ging er. Melisse begleitete ihn hinaus, um dem Elevator-Boy zu läuten.

VI.

Als Arne aus der Haustür trat, schauerte er vor dem eifigen Atem des Windes, der flirrend die Straße hinabsegelte und ihm Hände voll Schnee in die Augen schleuderte.

Er trat noch einmal in die schützende Türnische zurück, um den Schnee aus den Augen zu wischen und sich über die einzuschlagende Richtung zu orientieren. Dabei bemerkte er etwa vier oder fünf Schritte von sich entfernt einen Schatten, der sekundenlang auftauchte, um in der nächsten Sekunde wieder unsichtbar zu werden.

"Ich sehe Gespenster!" dachte Arne; denn er hatte in dem Schatten Doktor Merz zu erkennen geglaubt.

Mit einem entschlossenen Ruck trat er in das Schneetreiben hinaus, näherte sich der Stelle, wo der Schatten gestanden hatte, und blickte prüfend um sich, soweit die Situation es irgend gestattete. Aber der Schatten war verschwunden. Die Straße war ziemlich dunkel und ganz einsam, der Schnee wirbelte, und der Wind war so scharf, daß er ihm unbarmherzig Stirn und Wangen verbrannte. Arne begann, heftig auszuschreiten; er erreichte den Broadway, dessen in Licht gebadete Einsamkeit fast gespenstisch wirkte und stieg in die nächste Elektrische, um zu irgendeiner Station der Untergrundbahn zu gelangen.

Es war etwa Mitternacht, als er seine Wohnung erreichte. Sein Zimmer war warm. Er drehte das Licht an und blickte noch einige Minuten in den Park hinaus, dessen Wipfel sich wie Halme im Wind bogen.

(Fortsetzung folgt.)

Abschiedsgruß an den Sommer.

Auf Markt und Straßen quillt's von Blumen:
da ist der Afters bunte Scher,
Spinnellen noch und Georginen,
im Blähen, wie's noch niemals war.

Und in den Büschen aller Gärten
glüht noch der Dahlien Farbensang.
Die roten, weißen, sonnengelben
verschlingen sich zu stolzem Kranz.

Das ist ein Blitzen wie von Hellen,
vielfarb'gen Luchern aller Art,
weil jetzt der Sommer, unser lieber
Gefell, bereitet ist zur Fahrt.

Zum letztenmal kreist noch der Becher,
noch ist die Welt nicht freudenleer,
und doch gesehen wir es offen,
daß dieser Abschied bitter-schwer.

„Auf Wiedersehn!“ ruft jede Blume,
„Auf Wiedersehn!“ schluchzt jedes Blatt,
„Lehr bald uns wieder, lieber Sommer,
wenn's dir bei uns gefallen hat!“

H. v. H.-L.

Rudolf Virchow.

Zum 26. Todestage des berühmten Mediziners
(5. September 1927).

Von Professor Dr. C. Fries.

(Nachdruck verboten.)

Berlin ist die gesündeste Stadt Europas! So hörte man oft sagen, und die vielen Sprengwagen, Karbolsprengungen, Wasserhähne und andere sozialhygienische Einrichtungen in Berlin bekräftigten das. Das Verdienst gebührt Rudolf Virchow, der als Stadtverordneter das Gewicht seines Namens für die sanitären Einrichtungen in der Hauptstadt einsetzte. Dem Stadtrats aber, den er als Rector magnificus einbringlich mahnend auf die adäquaten Gesetze verpflichtete, wird der mittelgroße Mann mit dem feingekrümmten Gesicht und den scharfen bebrillten Forscher-Augen ein unvergeßlicher Eindruck sein. Rudolf Virchow war Pommer, und in Schivelbein stand seine Wiege. Am 13. Oktober 1821 ist er geboren. Er studierte 1839–48 am Friedrich-Wilhelm-Institut in Berlin, wurde bald Doktor und Assistent an der Charité und 1846 Professor Privats Nachfolger. 1847 habilitierte er sich in Berlin und gründete das „Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie“, das jetzt weit über 150 Bände zählt. 1848 schickte ihn der preussische Kultusminister nach Schleffen, um die dortige Hungertypheusepidemie zu studieren. In seinen „Mitteilungen“ gab Virchow eine freimütige Darlegung der Unterlassungs-sünden der Regierung und flügte wertvolle Vorschläge zur Besserung des Volkstandes hinzu. Im Revolutionsjahr gründete er das „Medizinisch-politische Blatt“ und kritisierte darin die öffentliche Gesundheitspflege in Preußen. 1849 wurde er wegen der Februar-wahlen vom Ministerium seiner Professur enthoben und nahm einen Ruf für pathologische Anatomie nach Würzburg an. 1856 aber berief Minister Naumann ihn wieder nach Berlin zurück. Er redigierte hier das große „Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie“ und gab seit 1866 mit v. Holtendorff die „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ heraus. 1861 wurde er Stadtverordneter, 1862 Abgeordneter und Mitbegründer der Deutschen Fortschrittspartei. 1860–93 gehörte er dem Deutschen Reichstag an. Er war liberal und stand Bismarck in der Konfliktzeit 1866 feindlich gegenüber. 1870 organisierte er die Sanitätskommission und das Bazarantiquariat auf dem Tempelhofer Feld bei Berlin. Auch als Gynäkologe und Anthropologe hatte er große Verdienste; er hat die Schädel von Pissac und die Leichenhunde der Azteken ebenso wie die Pfahlbauten Pommerns studiert. Bei vielen Kongressen führte er den Vortritt und erlebte als Gelehrter im In- und Ausland höchste Ehrungen. Am 5. September 1902 erlag er den Folgen eines Straßenanfalls. Seine epochemachenden Forschungen auf dem von ihm erschlossenen Gebiet der Zellulär-pathologie sichern ihm einen Platz unter den ersten Gelehrten Europas. Die gesamte Bakteriologie baut sich auf seinen Entdeckungen auf. Sein Denkmal vor der Charité in Berlin zeigt ihn als den Hercules, der das Ungeheuer der Krankheit heldenhaft überwindet.

Die Hochzeit.

Von Hermann Wagner.

(Nachdruck verboten.)

Was ich berichten will, klingt so unwahrscheinlich, daß es mir niemand glauben wird. Es ist trotzdem wahr. Bianco selbst hat es mir erzählt.

Als das Nachfolgende passierte, stand Bianco unmittelbar vor seiner Hochzeit mit Jenny. Das Aufgebot war erfolgt, das Hochzeitskleid fitz und fertig, das Hochzeitsessen gerichtet, sogar eine Wohnung war schon da. Bianco konnte absolut nicht mehr zurück, was ihm alle gönnten, die ihm nicht nachwollten. Jenny war eine Frau, die seinen Spaß verstand. Es ließ allgemein, daß eine, die schon mit

zwei Männern fertig geworden war, auch mit Bianco fertig werden würde.

Ich traf Bianco am Tage vor seiner Hochzeit und benutzte die Gelegenheit, ihm mein herzlichstes Beileid auszudrücken. „Die Münzberger“, sagte er, „hängen keinen, ehe sie ihn haben.“ Und er bog in eine Nebenstraße ein.

Am nächsten Morgen, als Bianco von seiner Wirtin, Frau Bandhase, eben die letzten Tröstungen für seinen schweren Gang zum Standesamt empfing, ereignete sich etwas Furchtbares. Da verlor Bianco etwas, das er zeitlebens noch niemals besessen hatte, nämlich seinen Verstand. Er breitete plötzlich, als Frau Bandhase ihm eben in den Hochzeitsrad hinein helfen wollte, beide Arme aus, drehte sich singend und pfeifend im Kreise und rief dazwischen: „Meine Herrschaften, steigen Sie ein! Fahren Sie mit, meine Herrschaften! Die Tour kostet nur zehn Pfennige!“

Frau Bandhase starrte Bianco entgeistert an, schnappte nach Luft und sagte: „Herr Bianco, sind Sie verrückt geworden?“ „Dumme Gans“, antwortete Bianco grob. „Stören Sie doch nicht den Betrieb! Sehen Sie nicht, daß ich arbeite?“

„Sie arbeiten?“

„Ja, ich drehe mich.“

„Wozu drehen Sie sich?“

„Weil ich ein Karussell bin... Fahren Sie mich, Frau Bandhase! Die Tour nur zehn Pfennige!“

Da wurde es Frau Bandhase unheimlich. Sie lief schreiend auf die Straße, um Leute hereinzuholen. Man drang bei Bianco ein und sah erstaunt zu, wie sich der erwachsene Mensch, der noch dazu festlich gekleidet war, ununterbrochen singend und pfeifend im Kreise drehte. Die gaffende Menge schien ihn noch mehr anzusehen. Er lud sie mit markt-schreierischen Worten ein, mitzufahren, da die Tour nur zehn Pfennige kostete.

„Und denken Sie“, erzählte Frau Bandhase aufgeregt den Leuten, „dieser Mann sollte heute vormittag Hochzeit machen!“

„Der Arme!“ sagte bedauernd ein junges Mädchen.

„Er ist verrückt geworden“, erklärte ein alter Mann. „Da muß man Polizei holen. Er könnte ins Leben kommen.“

„Mein Gott, meine Möbel!“ schrie Frau Bandhase und lief auch schon nach einem Schutzmann.

Der Schutzmann besah sich den Fall, und tippte schließlich dem sich schwindend im Kreise drehenden Bianco auf die Schulter:

„Gehda, Mann! Hier ist die Polizei! Was machen Sie denn?“

„Ich drehe mich“, antwortete Bianco, „ich bin ein Karussell.“

„Ein Karussell? Na, schön. Haben Sie die amtliche Erlaubnis, sich zu drehen? Und wie steht es mit der Lustbarkeitssteuer? Haben Sie die bezahlt?“

Da stützte Bianco, blieb stehen, griff in die Hosentaschen, als suche er etwas. „Nein“, sagte er beschämt, „einen Gewerbeschein habe ich noch nicht. Aber die Lustbarkeitssteuer will ich gleich bezahlen.“

„Gut“, sagt der Schutzmann, „kommen Sie mit auf das Amt, damit wir die Sache regeln.“

Bianco lagte dumm, trugte sich am Kopf, leistete aber keinen Widerstand, sondern ging mit zur Wache. Dort gab er auf die Frage, wer er sei, zur Antwort, daß er ein Karussell sei, das seinen Betrieb eröffnet habe und das willens sei, einen Gewerbeschein zu lösen und Lustbarkeitssteuer zu bezahlen.

„Anfinn“, sagte der Kommissar, „Sie sind Herr Erich Bianco. Wissen Sie nicht, daß Sie heute Hochzeit machen sollten? Hier steht Ihre Braut!“

Wahrhaftig, man hatte Jenny verständig, und die Bedauernswerke stand in ihrem Hochzeitskleid nun da, in Wut und in Tränen aufgelöst.

„Erich, kennst du mich denn nicht? Ich bin Jenny, deine Braut!“

Bianco sah durch sie hindurch, als sei sie blauer Dunst. Und plötzlich breitete er wieder die Arme aus, drehte sich im Kreise und sang und piffte dazu, und imitierte einen spektakulären Reiterlasten.

„Herr Kommissar“, protestierte Jenny, „glauben Sie ihm nicht, dem Schurken, er verheißt sich nur! Weil er mich heiraten soll, spielt er den Verrückten! Aber wir kann er nichts vormachen! Er ist ein Schwindler!“

„Immer näher getreten, meine Herrschaften“, schrie Bianco, „immer eingestiegen! Die Tour nur zehn Pfennige!“

„Er muß in eine Anstalt“, sagte der Kommissar, „da ist nichts zu machen.“

Und er zwang die wütende Jenny, von dem sich konstant drehenden Karussell, das sie unbedingt zum Stehen bringen wollte, abzulassen, ließ ein Auto kommen und Bianco ins Krankenhaus überführen, von wo er nach zwei weiteren Tagen zur Beobachtung seines Geisteszustandes in eine Anstalt gebracht wurde.

In dieser Anstalt verblieb Bianco vier Monate. Man wurde aus ihm nicht klug. Es gab Tage, da er einen völlig normalen Eindruck machte. Aber dann setzte er es sich plötzlich wieder in den Kopf, daß er ein Karussell sei, das sich nicht drehen dürfe, weil ihm der Gewerbeschein fehle. Und hat die Ärzte flehentlich, man möge ihm diesen Gewerbeschein doch besorgen.

Eines Tages ging in der Anstalt ein Brief ein, in dem Jenny Bianco mitteilte, daß sie sich anderweitig verlobt habe und deshalb auf seine werbe Person verzichte.

Von diesem Tage besserte sich der Zustand Biancos merklich. Er befürte sich in einem solchen Maße, daß man Bianco nach Verlauf von weiteren vier Wochen als geheilt aus der Anstalt entlassen konnte.

Erst einige Jahre später, als Jenny auch von ihrem dritten Manne wieder geschieden war, vertraute mir Bianco unter dem Segel der Verschwiegenheit an, daß er den Verrückten zu jener Zeit nur gespielt habe.

„Wir blieb“, sagte er, „nur die Wahl zwischen Jemmy und dem Jurenbau. Hätte ich Jemmy geheiratet, wäre ich bestimmt verrückt geworden. So wurde ich es nur scheinbar. Heute bin ich wieder völlig gesund.“

Wianto lebt heute noch und hat es zu Ansehen und Geld gebracht. Woraus zur Genüge herborgeht, daß er schon immer nicht nur ein normaler sondern ein in jeder Beziehung tüchtiger Mensch gewesen ist.

Gedenktage.

(Zum 7. September.)

Vassermanns „Biographische Notizen“.

Albert Vassermann, den mancher heute als den „größten“ deutschen Schauspieler nennt, feiert am 7. September seinen 60. Geburtstag. Aus diesem Anlaß sei an den selbstbiographischen Bericht erinnert, den der Künstler vor einigen Jahren einmal gegeben hat. Vassermann schrieb, in der ihm eigenen Orthographie, die angeblich genau das gesprochene Wort wiedergibt, folgendes:

Ich bin im vorigen Jahrhundert in Mannheim geboren. Zuerst wollte man einen Kaufmann aus mir machen. Meine Leberzeit brach ich aber schon nach 3 Monaten ab, da mir dieser Beruf für mich als vollkommen ungeeignet erschien. — Dann wurde ich Chemiker. Auch das füllte mich in keiner Weise aus. Ich fertige sehr bald meine erste Schmelze in der Zellstofffabrik Waldhof und ging zum Theater, wo es lange mein Wunsch war. — Mannheim, Heidelberg, Mannheim, Köln, Lindeburg, Bern, Aachen, Baden-Baden, Meiningen waren während der ersten 7 Jahre die Stationen meiner Wirksamkeit. In Köln und Aachen bin ich gekündigt worden. Hannover und München realisierten nach Probegastspielen die Fortzüge nicht. Mit anderen Worten: es gab schwer zu kämpfen. — Dann kam der Sprung nach Berlin, wo ich mich bald durchsetzte. „Berliner Theater“ unter Prast und Lindau, Deutsches und Lessingtheater unter Brahm, Deutsches Theater unter Reinhardt, Lessingtheater unter Baranowski haben mich je verschiedene Jahre auf ihren Brettern. — Seit einigen Jahren bin ich nur vorübergehender Gast der Berliner Bühnen und bin außerdem für immer reich, in Holland, Skandinavien, Tschechoslowakei und in der Schweiz herumgekommen. Soweit Vassermann selbst. Ueber ihn ist mancherlei geschrieben worden; genannt sei die kleine selbständige Monographie „Albert Vassermann“ von Herbert Shering.

Zum 13. September.

Bischof und Mörike.

Auf die Persönlichkeit des schwäbischen Dichters und Kritikers Friedrich Theodor Bischof, dessen Todestag sich am 13. September zum vierzigsten Male jährt, ist jüngst neues Licht gefallen aus dem schönen Briefwechsel mit Eduard Mörike, den Robert Bischof veröffentlicht hat. Es ist, bei aller Verschiedenheit, viel Gemeinsames in den beiden Schwaben, und so kann Bischof einmal schreiben: „Seine Briefe sind mir so erquickend, es weht mir aus ihnen meine eigene ursprüngliche Natur, mein altes Selbst, entgegen, ich meine, der verschüttete und vom Reflektieren, Philosophieren absorbierte Dichter in mir. Sieh also, wir gehören zusammen: Du bist mein altes Ich; und da in jedem Menschen auch ein Schulmeister steckt, so denke Du, ich sei der in Dir gebundene, verkörperte, langweilige, wohlweise Provisor.“ — Bischof, der am 30. Juni 1807 in Ludwigsburg geboren war, wurde 1837 Professor der Philosophie in Tübingen. Im Jahre 1848 gehörte er der Linken des deutschen Parlaments in Frankfurt an. Im Zusammenhang damit sah er sich veranlaßt, 1855 seine Professur in Tübingen anzunehmen. 1866 kehrte er jedoch in die Heimat zurück. Er starb am 13. September 1887 in Gmund am Traunsee. Von seinen Werken hat besonders der eigenartige Roman „Nuch einer“ einen noch heute fortwirkenden Erfolg gehabt, daneben auch die geistreiche Satire „Jauk“, der Tragödie dritter Teil“, die er 1862 unter dem Pseudonym Deutobold Mystifizierung gegen die „Stoffmeister und Sinnhuber“ unter den Faustkommentatoren schrieb und die freilich Goethes Alterswerk nicht gerecht wird. Auch seine „Metaphysik“ hat neuerdings wieder Beachtung gefunden.

Zum Kopferbrechen.

„Der Irrgarten.“

Welches ist der richtige Weg, auf dem man ungehindert von oben nach unten (von Norden nach Süden) gelangen kann?



Silben-Rätsel.

Aus nachstehenden Silben:

an — bag — beau — biörn — briat — chgl — dad — des — ei — en — erd — eu — eu — fest — ger — gra — he — her — hlb — i — i — lei — li — ling — lo — lu — myr — ne — nungs — on — or — phie — pi — qui — re — re — re — ri — ry — sa — sa — sart — söh — son — spes — the — the — tho — ti — ver — vo sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein bekanntes Zitat ergeben (Sp = 1 Buchstabe). 1. türkische Stadt, 2. Rechtschreibung, 3. Vogel, 4. indische Anrede, 5. Oper von C. M. von Weber, 6. norwegischer Schriftsteller, 7. Insektenlarve, 8. französische Königin, 9. Gebirge in Unterfranken, 10. Frauenname, 11. griechischer Dichter, 12. Volkslied, 13. Art, 14. israelitisches Fest, 15. Friedhofspflanze, 16. Staatsumwälzung.

Königszug.

(Man verbinde die Felder nach dem Zuge des Königs im Schachspiel.)

schmerz	als	and	es	selbst	der	le	schmal
ber	den	daß	re	ist	al	bet	an
je	lle	del	stern	schiff	te	bern	die
ist	selbst	be	e	fried	rül	und	schmitt
te	da	ste	der	fest	rich	von	den
das	ist	herz	re	be	sei	deen	sei
a	ber	men	schen	bet	das	nem	an

Sonderbar.

Mein erstes ist körnig und kommt von der Mühle,
Mein zweites birgt Tränen und trübe Gefühle;
Mein Ganzes ist einer, ein mürblicher Greiner,
Oft knurrt selbst bei Wein er, drum mag ihn auch keiner.
D. St.

Warnung!

Wirst du, wenn du „eins“, erst „zwei“,
Mags dir wenig frommen;
Ist die Blütezeit vorbei,
Kann nicht Frucht mehr kommen. —

Aber dräng' zu schnellem Drieb
Nicht die junge Pflanzel
Oft ein Tor sein Lebtage blieb,
Wer zu früh das „Ganze“.

(D. St.)

Magisches Quadrat. 1. Gelb, 2. Smil, 3. Lila, 4. Blau.

Gleichklang-Rätsel. Leisten — leisten.

Entzifferungsaufgabe. (Schlüssel: Herbst — Wien — Stunde — Wille — Gold.) „Die greulichen anarchistischen Bombenattentate in Nordamerika.“

Berichte-Rätsel. Speisehaufen — Satanzspiz.

Magisches Quadrat.

A A A D D jüdischer Männername
D D D E E stromzuführender Draht
E E E G I Bewohner der Luft
I L L L L Vorbild
N O O V V Vertiefung (Beule)

Die Buchstaben sind so umzuordnen, daß die wagerechten und auch die senkrechten Reihen gleichlautende Wörter von angegebener Bedeutung ergeben.

Einsch-Aufgabe.

Wein Inn Eis Sand Ball Ast Dach Eid Nacht — Wiesbaden.

Auflösung Nr. 11.

Kreuzworträtsel. Senkr.: 1. David, 2. Reiher, 3. Libanon, 4. Terrine, 5. suum (cuique), 6. Elbe, 7. ora, 8. Lomme, 11. Kamel, 12. Wahebe, 13. Neger, 15. Nabe, 16. Dauerlauf, 17. Korea, 18. Naemi, 20. Tenor, 21. Rosenstock, 23. Delila, 25. Misio, 27. Feder, 28. Mundschreiber, 29. Rila, 31. Melasse, 32. Weinlese, 34. Berlin, 36. Regel, 38. Nafen, 40. Salzbader, 41. Galali, 42. Ente, 46. Terra, 47. Nebel. — Wager.: 3. Litter, 7. Obid, 8. Gerbarium, 9. Beton, 11. Karawane, 14. Nonne, 15. Madonne, 18. Nabe, 19. Gerte, 21. Nabe, 22. Erde, 24. Marie, 26. Gese, 28. Rundlauf, 29. Rane, 30. Mima, 32. Weinstock, 33. Schreiber, 35. Late, 37. Aora, 39. Laffalle, 41. Gaben, 42. Engel, 43. Senfe, 44. Base, 45. Gaterne, 48. Andernach, 49. Rira.

Wiberrätsel. „Die Sorge, wie man Nahrung findet, ist häufig nicht so unbegründet.“ (W. Busch.)

Verantwortl. Schriftleiter: i. W. Alexander Jurisch, Pognan.